



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

\*: Die Weltlage am Jahresanfang

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Die Weltlage am Jahresanfang



Das Jahr 1898 ist sicher eins der merkwürdigsten dieses zu Ende gehenden gewaltigen Jahrhunderts. Es brachte den spanisch-amerikanischen Krieg, den französisch-englischen Konflikt in Afrika und das Friedensmanifest des Zaren. Der erste bedeutet zweierlei: den Zusammenbruch der Reste spanischer Kolonialmacht, fast genau vierhundert Jahre nach ihrer Gründung, und das Emporstreben der Vereinigten Staaten zur Stellung einer Weltmacht, wenig mehr als ein Jahrhundert nach ihrer Entstehung. So wenig man im allgemeinen bis dahin von Spanien erwartet hatte, einen so ruhmlosen Zusammenbruch hatte doch niemand für möglich gehalten, zumal einem Feinde wie diesem gegenüber, der zwar über ungeheure materielle Mittel, aber nur zur See über wirklich organisierte, auf der Höhe der Zeit stehende Streitkräfte gebot. Die Kläglichkeit dieses Zusammenbruchs war so groß, daß sie selbst die in Europa anfangs lebhaften Sympathien für Spanien erstickt hat. Und doch hat der Sieg der Nordamerikaner für das einfache Gefühl so gar nichts Verfühnendes. Eine brutale kapitalistische Interessenpolitik, dürftig verschleiert hinter heuchlerischen Humanitätsphrasen, begann den Krieg, und nicht die Tapferkeit, auch nicht die Überlegenheit der Organisation oder der Führung entschied den Sieg, sondern lediglich die bessere Maschinen- und Geschütztechnik. Es ist einer der häßlichsten Kriege der Geschichte.

Und doch, er vollzog nur das Notwendige und darum Heilsame: die Verdrängung der längst von der Welt verurteilten Herrschaft eines tief gesunkenen Volkes durch ein kräftiges, leistungsfähiges, zukunftsfiches, die Fortsetzung dessen, was sich im Südosten des nordamerikanischen Festlandes schon vor mehr als fünfzig Jahren abgespielt hat. Und mögen die Sympathien gestanden haben, wie sie wollen, politisch rechnen läßt sich nur mit dem Ergebnis. Dieses

Ergebnis aber reicht weit über den unmittelbaren Erfolg des Krieges hinaus, weit über die Thatsache, daß zwei der größten Inseln der Antillen und dazu die Philippinen in irgend welcher Form unter die Herrschaft der großen angelsächsischen Republik gefallen sind. Mit diesen Erwerbungen auf beiden Halbkugeln zugleich ist die Union räumlich und grundsätzlich über die bisher stets festgehaltenen Grenzen ihrer Macht hinausgegangen. Sie hat, nur in großartigerem Maßstabe, genau denselben Schritt gethan, den das alte Rom that, als es seine Heere gegen Karthago nach Sizilien sandte und damit die streng kontinentale Politik verließ. Wie die antike Stadtrepublik damals den ersten Schritt zur Weltherrschaft that, so hat jetzt die Union Beziehungen angeknüpft, die sie unaufhaltsam in die Weltpolitik hineinreißen werden. Bis jetzt ohne Nachbarn und deshalb fast ohne auswärtige Politik, ist sie jetzt in die Interessensphäre fast aller Großmächte eingetreten und dadurch ihr Nachbar geworden. Mit ihrer selbstzufriednen Isolierung ist es damit zu Ende. Sie steht an dem entscheidendsten Wendepunkt ihrer Geschichte, sie muß eine Großmacht, also eine Weltmacht werden. Heute ist sie das noch nicht, trotz der ungeheuern Ausdehnung ihres Gebietes, trotz der 71 Millionen ihrer Bevölkerung, trotz ihrer unermesslichen Hilfsquellen. Denn Kriege führt man nicht allein mit Geld und Schiffen, sondern mit organisierten und geschulten menschlichen Streitkräften, in letzter Instanz also mit sittlichen Kräften. Wenn die Amerikaner jetzt mit ihren schwachen oder ungeschulten Soldtruppen (denn etwas anderes sind auch die sogenannten Freiwilligen nicht) einen leichten Erfolg über ein gänzlich verlottertes Heerwesen erfochten haben, so ist das kein Beweis dafür, daß sie mit solchen Kräften ihre neue Stellung behaupten können, und sie wissen das auch, sie bereiten sich vor, eine große Flotte und eine für ihre Verhältnisse große stehende Armee aufzustellen. Wie sich eine solche Organisation, die ohne einen starken militärischen Geist unmöglich ist, mit dieser souveränen Demokratie vertragen wird, wie dieses beständig wechselnde Beamtentum ohne sachliche Schulung und ohne wirkliches Pflichtgefühl, diese von den zufälligen Mehrheiten des Kongresses abhängige Bundesgewalt den Anforderungen einer großen, aktiven, verwickelten Politik gewachsen sein wird, die nicht nur mit prahlerischen Worten und mit dem Ellenbogen, sondern mit kühl abwägendem Verstande und mit Takt gemacht sein will, das vermag jetzt noch kein Mensch zu sagen. Das aber kann man schon heute sagen: eine reine Demokratie hat noch niemals eine Großmacht, eine, die es ist, auf die Dauer geleitet. Die Zeit kann kommen, daß die Nordamerikaner vor die Wahl gestellt werden, ob sie eine Weltmacht oder eine Demokratie sein wollen.

Aber gleichviel: zunächst ist ihr Selbstbewußtsein und das des ganzen Angelsächsentums gewaltig gestiegen. Die Engländer haben von Anfang an die Erfolge ihrer Stammverwandten mit lebhaften Sympathien begleitet, offenbar nicht nur deshalb, weil ihnen die Rücksicht auf Kanada verbot, die Empfindlichkeit der Yankees zu reizen, sondern auch in dem unmittelbaren Gefühle

innerer Zusammengehörigkeit. Sogar der Traum eines angelsächsischen Bündnisses, das die Welt beherrschen soll, ist aufgetaucht und wird vielleicht in irgend welcher Form Gestalt gewinnen. Begreiflich genug, denn auch das Selbstgefühl der Engländer ist mächtig gestiegen seit ihrem großen Erfolge im Sudan, der ihnen, obwohl er militärisch sehr leicht wiegt und nur in der meisterhaften Überwindung des Raumes eine gewisse Größe hat, die Herrschaft über das Nilthal in die Hände gegeben hat. In dieser Stimmung haben sie mit einer Energie, die ihnen nach so vielen Beispielen großmüthiger Prahlereien und mutigen Zurückweichens niemand zugetraut hätte, durch bloße Seerüstungen und Drohungen die Franzosen aus dem Nilgebiet einfach hinausgeworfen und damit einen der Lieblingspläne dieser großartig angelegten Kolonialpolitik durchkreuzt. Frankreich aber, durch den Zwiespalt zwischen Militär- und Zivilgewalt, zu dem sich der unselige Dreyfushandel dank der Macht des internationalen Judentums ausgewachsen hat, in allen Gliedern gelähmt und von seinem angebeteten russischen Freunde bei dieser ersten ernstesten Probe im Stiche gelassen, hat sich ohne jeden ernstesten Widerstand unterworfen, ein Fall, der im Grunde ebensowenig erwartet werden konnte wie die Energie Englands.

Die kühle Haltung Rußlands diesem Konflikte gegenüber ist freilich völlig begreiflich. Mit dem Friedensmanifest in der Hand kann der Zar unmöglich einen Krieg beginnen, der nicht die eigensten Interessen Rußlands berührt. Daß es von ihm persönlich ganz ehrlich gemeint ist, kann man, trotz der gegenwärtigen Ansicht der Petersburger Gesellschaft, ebenso wenig bezweifeln, wie daß es den sehr praktischen Bedürfnissen der russischen Politik entspricht. Sie ist eifrig dabei, ihre Stellung in Ostasien, wo sie den Engländern unangreifbar ist, zu erweitern und zu befestigen. Hinter diesen Plänen ist der Vormarsch nach dem Hindukusch jetzt ebenso gut zurückgetreten, wie der nach dem Bosporus, und ehe sie nicht bis zu einem gewissen Grade durchgeführt sind, wird und muß Rußland Frieden halten.

Ein mächtiger Aufschwung des Angelsächsentums und eine vorsichtige Zurückhaltung Rußlands, das indes unter dieser Deckung ununterbrochen seinem Ziele zustrebt, geben der Weltpolitik des Jahres 1898 ihre am meisten hervorstechenden Kennzeichen. Wie stellt sich Deutschland dazu?

Unsre Lage ist zunächst dadurch gegen früher erleichtert, daß sich zwischen Frankreich und England seit der Entscheidung über Tschoda ein breiter, schwer auszufüllender Spalt aufgethan hat, und daß zugleich die französisch-russische Freundschaft in einem sehr empfindlichen Falle für Frankreich nutzlos gewesen ist. Diese bittere Erkenntnis hat sich dort schon hier und da zu dem Wunsche einer Ausöhnung mit Deutschland verdichtet und sicherlich zu der bemerkenswerten Annäherung an Italien, zunächst auf handelspolitischem Gebiete, wesentlich beigetragen. Aber auch in England kann man offenbar das Gefühl nicht los werden, daß ein Entscheidungskampf mit Rußland doch schließlich nicht zu vermeiden sein wird, und daß in diesem Falle auch die begehrte

amerikanische Freundschaft ihm keinen genügenden Beistand gewähren wird. Daher, im schärfsten Gegensatz zu den Grobheiten und Hohnreden von 1896, ein inbrünstiges Liebeswerben um die Freundschaft Deutschlands, nach der bekannten, uns schon oft vorgepiffnen Melodie von der Unüberwindlichkeit eines Bundes der stärksten Seemacht mit der stärksten Landmacht.

So stellen sich die Mächte zu uns, die bisher nicht zu unsern Freunden zählten. Und die Genossen des Dreibundes? Daß die unzweifelhafte Annäherung Italiens an Frankreich ein Abrücken vom Dreibunde bedeutet, kann ohne weiteres um so weniger behauptet werden, als sich seine Verpflichtungen nur auf die gemeinsame Abwehr Frankreichs beziehen, und ein französisch-russischer Angriff auf Deutschland gegenwärtig ganz unwahrscheinlich ist. Eher wird man in England die Empfindung haben, daß sich Italien von ihm einen Schritt entfernt habe, denn wenn es von Frankreich nichts mehr zu befürchten hat, so bedarf es der englischen Hilfe nicht mehr, und wenn sich die beiden größten Seemächte des Mittelmeeres friedlich vertragen, so ist dies für Englands unnatürliche Vorherrschaft dort keine Verstärkung. Größeres Bedenken haben bei uns die ungeschlichteten und unentwirrbaren Händel in Osterreich-Ungarn erregt. Zwar hat Graf Thun soeben erklären lassen, daß er „amtlich und persönlich“ ein überzeugter Anhänger des deutschen Bündnisses sei; aber die Thatsache kann er nicht aus der Welt schaffen, daß die Bevölkerungskreise des Kaiserstaats, die gegenwärtig zur Herrschaft emporstreben oder sie schon in Händen haben, die Slawen, Feudalen und Klerikalen keine Freunde dieses Bündnisses sind, sondern das Gegenteil, und jedenfalls abgesagte Feinde des Deutschtums überhaupt, gleichviel, ob sie damit in eigenem Interesse oder gar im Interesse ihres Staates handeln oder nicht. Die nähern Beziehungen, die Osterreich mit Rußland angeknüpft hat, beziehen sich jedenfalls auf die Balkanhalbinsel und können uns schwerlich unbequem werden, aber wir werden immer gut thun, daran zu denken, daß Bündnisse nur so lange fort dauern wie die Lage, aus der sie hervorgegangen sind.

So ist Deutschland in der merkwürdigen Lage, daß bei uns das Vertrauen an die Unererschütterlichkeit des Dreibundes abgenommen hat, und daß wir auf der andern Seite eifrig umworben werden von den Nachbarn, die wir bisher nicht zu den guten zählten. Wahrlich, keine ungünstige Stellung, aber nur für eine starke, selbstbewußte, leistungs- und bündnisfähige Macht. Daß wir das bleiben müssen und bleiben wollen, darauf weist die neue Militärvorlage hin und die ernste Äußerung des Kaisers gegenüber dem Reichstagspräsidenten, die an das Wort Friedrichs des Großen anlangt: *Toujours en vedette, nerf et vigueur!* Jedenfalls ist es die Aufgabe Deutschlands, zu verhindern, daß die außereuropäische Welt einfach angelsächsisch und kosakisch werde, und darauf hinzuarbeiten, daß es selbst seinen gebührenden Anteil daran neben den übrigen großen Kulturvölkern erhalte, damit ein gesundes Gleichgewicht zwischen ihnen hergestellt werde, wie es in Europa schon besteht.

Kein Gedanke also daran, daß wir die gänzliche Niederwerfung der englischen oder der russischen Weltmacht wünschen oder auch nur zulassen könnten; sie würde ein unerträgliches Übergewicht der siegreichen Partei bedeuten. Zu diesem Zwecke der einen oder der andern Partei thätige Hilfe zu leisten, wäre Wahnsinn. Das beste für uns ist somit zunächst die Erhaltung des Friedens, also die Pflege möglichst guter Beziehungen zu allen unsern Nachbarn. Nur im Frieden können wir hoffen, unsern rasch wachsenden Anteil an der Weltwirtschaft weiter auszudehnen und unsre Kolonien, deren Bedeutung nur noch unbelehrbare Verblendung verkennen kann, zu entwickeln; nur im Frieden vermögen wir unser Kulturwerk im türkischen Orient weiter auszubauen, das die Fahrt des Kaisers so energisch gefördert hat, allerdings unter der selbstverständlichen Voraussetzung, daß man in der Heimat diese neue große Aussicht zu würdigen und kräftig zu benutzen verstehe. Schon aus diesem Grunde müssen wir einerseits die Erhaltung der Türkei, andererseits den Fortbestand Österreichs dringend wünschen. Ein rascher Zerfall der Türkei würde nur den ausschweifendsten russischen Plänen zu gute kommen und alle unsre Hoffnungen dort zerstören, ein Zerfall Österreichs würde uns die schwersten Verlegenheiten bringen, das europäische Gleichgewicht aufs bedenklichste erschüttern und schließlich wieder nur Rußland zu gute kommen, denn ein nominell selbständiges Ungarn wäre keine Großmacht, sondern ein zwischen Deutschland und Rußland hin und her gezerrter Mittelstaat, unter Umständen sogar eine Beute Rußlands, das uns damit den geraden Weg nach der Levante verlegen würde. Wir maßen uns nicht an, der Reichspolitik einen positiven Rat zu erteilen, wie sie im einzelnen diese Interessen wahren soll; selbst Fürst Bismarck hat das ohne Einsicht in die Akten abgelehnt und es der aufdringlichen Besserwisserei der Tagespresse überlassen, die so oft mit hochkomischer Überhebung über die schwierigsten Fragen der auswärtigen Politik zu Gericht sitzt; wir haben das begründete Vertrauen zur Reichsregierung, daß sie die richtigen Mittel ergreifen wird. \*



## Die deutsche Geldreform



en Nutzen und die Notwendigkeit des Geldes braucht man — leider! muß der philosophierende Christ sagen — heut nicht zu beweisen; und da das Geld nichts nützt, wenn man keins hat oder nur schlechtes, entwertetes, so gebührt den Urhebern der Geldreform, die uns reichlich mit gutem Gelde versehen haben, der Dank der Nation, und darum würde die Geschichte dieser Reform auch dann wichtig und interessant sein, wenn nicht die bimetalistische Agitation dazu zwänge, sie mit